

Abhandlungen

über

Goethe Schiller Bürger

und einige ihrer Freunde.

Mit Kneesebeck's Briefen an Gleim
als Seitenstück zu Goethe's Campagne in Frankreich.

Von

Dr. Heinrich Pröhle,

Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium zu Berlin.

Potsdam, 1889.

Aug. Stein.

Meinen Landsleuten

dem Herrn Oberbürgermeister Brecht

und

dem Herrn Gymnasialdirektor Döhle

in

Quedlinburg

hochachtungsvoll und dankbar gewidmet.

Vorwort.

Es ist dies nicht die erste Sammlung von Aufsätzen, aber die erste Sammlung von nur litterarhistorischen Abhandlungen, welche ich herausgebe. Allerdings erschienen im Jahre 1859 meist in der Provinz Sachsen von mir verfaßte Aufsätze unter dem Titel „Feldgarben“. Aber diese enthielten außer den litterarhistorischen Aufsätzen auch kulturgeschichtliche und theologische Abhandlungen. Die Hauptarbeit in den Feldgarben war sogar eine Geschichte der protestantischen Freunde und freien Gemeinden. Vor dem Wiederabdrucke führte ich einzelne Partien nach den Akten des Kultusministeriums über die Lichtfreunde mit Erlaubnis des Herrn von Bethmann-Hollweg weiter aus, wodurch aber die früher von mir für diese Abhandlung gewählte Form gänzlich zerstört wurde. Eine derartige Formlosigkeit wurde 1871 in der zweiten Sammlung meiner Aufsätze vermieden. Dieselbe führte den Titel „Patriotische Erinnerungen“. Außer einer größeren Zeitnovelle, welche sich des Beifalls in einer Rezension von Theodor Fontane zu erfreuen hatte, enthielt diese Sammlung litterarhistorische, geschichtliche und pädagogische Aufsätze aus der Zeit meiner ersten Thätigkeit als Lehrer in der Rheinprovinz und in Berlin bis 1870.

Die in dem hier vorliegenden Bande enthaltenen Aufsätze gehören insofern meiner eigentlichen journalistischen Periode an, als sie meist hervorgegangen sind aus dem lebhaften Verkehr mit meinem vereinigten Freunde Hermann Kletke. Da er als Chefredakteur der Wossischen Zeitung sich der Litteratur mehr entziehen mußte, so legte seine Nachsicht auf meine Anregungen nach dieser Seite hin einen besonderen Wert. Dies Verhältnis änderte sich auch keineswegs, so lange er — schon sehr leidend — nur noch die Sonntagsbeilage der Wossischen Zeitung redigierte und die Politik ganz an Stephany abgab.

Um den Wiederabdruck der in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen zu rechtfertigen, will ich mich nicht auf den vornehmen Kollegen berufen, der mich noch ganz kürzlich im Tiergarten zu der

*

Sammlung aufforderte. Eher auf den Litterarhistoriker, für den ich einen der hier wieder abgedruckten Aufsätze selbst auszog. Auch auf denjenigen Herrn, welcher, nachdem ich ihm selbst noch zu einem der hier wieder zum Abdrucke gelangten Aufsätze verholten hatte, diesen mit erstaunlicher Schnelligkeit als Plagiat verwertete. Als Plagiat kennzeichnete sich seine Arbeit nicht durch wörtliches Abschreiben, aber durch gänzlichcs Verschweigen der ihm unmittelbar vorher so bereitwillig und vertrauensvoll dargebotenen alleinigen und unumgänglichen Quelle.

Um es genauer anzugeben, enthält die vorliegende Schrift eine verhältnismäßig kleine Auswahl aus denjenigen litterarhistorischen Abhandlungen, welche ich besonders in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung, nächst dem im Feuilleton der Nationalzeitung, auch in Westermann's Monatsheften über Goethe, Schiller und Bürger veröffentlichte. Mit Bezug auf Goethe mag ungefähr ein Drittel, mit Bezug auf Schiller ungefähr die Hälfte von dem, was ich über sie schrieb, aufgenommen sein; über Bürger so ziemlich Alles. Nur der erste Aufsatz über Schiller, Schiller's Jugend, wird vielleicht ein richtiger Essay sein. In diesem Falle brachte der Gegenstand das Gelingen dieser Form mit sich. Es kostete mich aber einige Ueberwindung ihn aufzunehmen, da er nichts Neues enthält. Abhandlungen, die gar nichts Neues bringen, habe ich sonst ausgeschieden. Mein Genre hält die Mitte zwischen Essay und Forschung. Auch dieses mittlere Genre hat seine bestimmte Form, welche im Texte selbst keine allzu große Fülle von unverarbeitetem Material verträgt. Die Gegenstände, welche ich in den verschiedenen Aufsätzen behandelte, habe ich nach dem ersten Abdrucke, so weit es bei der journalistischen Mannigfaltigkeit möglich war, im Auge behalten, und demnach die Abhandlungen für dieses Buch verbessert. Doch ist die ursprüngliche Form als maßgebend betrachtet, und was diese verwirren konnte, in die Anmerkungen verwiesen worden, welche sich am Ende der Aufsätze finden. Einige größere Anmerkungen werden hoffentlich dazu beitragen, den Abhandlungen, zu welchen sie gehören, den Wert von Monographien zu sichern. Ich hoffe, der Leser wird mit meiner Ueberarbeitung dieser Abhandlungen zufrieden sein, wenn ich auch die Grundsätze der Redaktion hier der Kürze wegen verschweige.

Unter den von mir hier weggelassenen Aufsätzen befinden sich diejenigen über Goethe's Satyros, die zwar sehr viel Neues enthielten, aber nur zu dem Anfange einer litterarischen Untersuchung

gehörten, an deren Schlusse ich mich nicht beteiligte. Wilhelm Scherer hatte Herder für das Urbild von Goethe's Satyros erklärt. Hiergegen war Julian Schmidt aufgetreten im Feuilleton der Nationalzeitung, dessen Redakteur, Karl Frenzel, aber keineswegs mit ihm einverstanden war. Es gelang mir nicht, Julian Schmidt durch eine Unterredung zu überzeugen, daß er im Irrtum sei. Ich führte nun meine Ansicht in Nr. 45 der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung vom 9. November 1879 aus. Ich sagte unter anderem: „Scherer ist, wie mir scheint, in seinen Untersuchungen über den Satyros von einem bewunderungswürdigen Scharffinn geleitet: denn abgesehen von jener Verstimmung Goethe's gegen Herder hat er fast ohne alle eigentlichen Beweismittel nur aus der Sachlage gefolgert, und in gewisser Hinsicht bewiesen, daß Herder in Goethe's Satyros gemeint sei. Er wagt seinen Hauptbeweis aus den Ideen zu entnehmen, die Herder in seiner Schrift: die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes niedergelegt hat. Er läßt sich, eben so klug als sicher, nicht einmal dadurch irre machen, daß das Zeitverhältnis der Beendigung der Schrift über die älteste Urkunde zu derjenigen des Entstehens von Goethe's Satyros nicht paßt. Es genügt Scherer mit Recht, daß die Grundgedanken dieses Werkes bei Herder ziemlich alt sind und Goethe thatsächlich auf irgend eine Weise bekannt geworden sein konnten. Noch kunstvoller hat Scherer einen anderen Punkt benutzt, aber wie mir scheint nicht völlig mit der nötigen Billigkeit gegen Herder. Goethe hatte Herder kennen gelernt als einen Menschen, der eben aus engen Verhältnissen in weitere eintrat und später mitunter in noch größere eingehen zu wollen träumte. Scherer sagt, daß Herder der Lykurg in Livland habe werden und daß ein politisches Werk ihm den Weg zur Kaiserin von Rußland habe bahnen sollen. Auch mit solchen Plänen Herder's konnte Goethe bekannt sein. Vor allen Dingen fügten es die Umstände, daß Goethe genau wissen konnte, wie sich Herder als Bräutigam geberdete. Man könnte an einigen Stellen des Satyros glauben, daß Goethe Confessionen über sein eigenes Verhältniß zum weiblichen Geschlechte mache, wenn es nicht noch wahrscheinlicher wäre, daß diese Stellen angeregt sind, weil er Herder irgendwie auf Freierrfüßen beobachten konnte. Wie meisterhaft Goethe's karikierte Schilderungen auch sind, so beruht doch alles mehr darauf, daß er den verliebten Herder so wunderbar zu beobachten und zu sezieren im Stande war, als daß dieser nachmalige hohe Kirchenbeamte sich wirkliche Blüten gegeben hätte. Vielleicht hätte sich Scherer

gerade diese ebenso peinliche als mühsame Untersuchung erspart, wenn er nicht in Einem Punkte geirrt hätte. Bei seiner Versicherung, das Geheimnis, daß Herder der Satyros wäre, sei in keinem der Briefe dieser Zeit preisgegeben worden, überfah er einen Brief von Wilhelm Heinse, welcher es aus Düsseldorf an Gleim schrieb.“ Nicht lange nach dem Erscheinen meines Aufsatzes begegneten sich Scherer und Julian Schmidt auf der Straße. „Was sagen Sie nun?“ rief Scherer. „Sehen Sie das Datum an!“ antwortete Julian Schmidt. Damit wich er der weiteren Unterhaltung aus, entwickelte aber alsbald im Feuilleton der Nationalzeitung, daß unter dem Datum des von mir angeführten Briefes von Heinse noch gar keine glaubhaften Nachrichten über Goethe aus Düsseldorf gekommen sein könnten, weil damals Goethe noch nicht in Düsseldorf erschienen und mit den Düsseldorfern noch verfeindet gewesen sei. Am Tage der Einweihung des Goethe = Denkmals in Berlin wies ich dann in einem zweiten hier nicht mit abgedruckten Aufsatz in der Vossischen Zeitung nach, daß allerdings schon vorher mancherlei litterarische Beziehungen zwischen Goethe und Düsseldorf bestanden hätten, z. B. durch die Fahlmer, und daß dies unter anderem durch einen von Frese herausgegebenen Briefwechsel bewiesen werde, der wahrscheinlich auch Scherer entgangen war. Hierauf konnte Julian Schmidt nichts mehr erwidern und jetzt endlich nahm Scherer die Sache wieder auf. Daß Herder allein Züge für den Satyros geliefert habe, hatte ich von Anfang an bestritten. Man sah nun davon ab.

Der ganze Streit zwischen Scherer und Julian Schmidt war sehr charakteristisch. Der Letztere hielt es für zwecklos, den eigentlich persönlichen Aneignungen nachzugehen, denen der Epiker und Dramatiker etwa gefolgt sei. Scherer dagegen hatte schon früh behauptet, daß man in solchen Nachforschungen nicht leicht zu kühn vorgehen könne. Ich lasse dies dahin gestellt sein, darf aber wohl erwähnen, daß ich schon noch viel früher in meinem Leben Bürger's in der entsprechenden Art verfahren war und namentlich das Entstehen der Ballade „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ nach den mündlichen Mitteilungen einer Predigerwitwe zergliedert hatte. Sie hatte Bürger einst mit dem Gerichtsamtmanne Pfeil über den Schloßhof zu Rammelburg gehen sehen. Es hat mich sehr gewundert, daß in neuerer Zeit die Richtigkeit meiner Auseinandersetzung über diese Ballade bezweifelt ist. Jene Predigerwitwe machte mir gleichzeitig die ersten Angaben über Pfeil, die ich noch nicht einmal richtig verstand, weil damals (spätestens

1844) außer dieser Predigerwitwe, meiner Großmutter Hobohm, einer geborenen Günther aus Quedlinburg, noch Niemand von Pfeil sprach. Da sich nun die Nachrichten, welche sie mir über Bürger's und Gökling's Beziehungen zu Rammelburg gab, so unerwartet durch Pfeil aufgeklärt haben, so ist auch an der Richtigkeit ihrer Nachrichten über des Pfarrers Tochter von Taubenhain nicht mehr zu zweifeln. Bürger wird sie in den Kreisen von Pfeil und Friesen selbst verbreitet haben, wenn dies bei denen, welche die Verhältnisse genau kannten, überhaupt nötig war. Mit einigen Entstellungen, welche jene Bekannte der Familie Friesen verbesserte, wurde sie auf dem östlichen Harze zur Volksjage.

Der Aufsatz „Schiller und Bürger“ wurde zuerst in den Grenzboten gedruckt. Es gereichte mir zur großen Freude, daß ihn Julian Schmidt, auf dessen Urteil ich hohen Wert legte, nicht allein im allgemeinen billigte, sondern daß er auch fand, Einiges darin sei für Bürger zu ungünstig gefaßt. Wenn man nämlich nicht annimmt, daß auch Schiller immer den wirklichen Volkston getroffen hat, dagegen zugibt, daß die von Bürger infolge von Schiller's Recension in seinen Gedichten vorgenommenen Veränderungen deshalb mißglückt sind, weil Schiller's Anforderungen nicht ganz richtig waren, so ändert sich in der That das Verhältnis in etwas. Ich habe indessen doch gerade in diesem Aufsatz hier gar nichts geändert. Es ist meine Absicht durch die Abhandlungen „Bürger's Lenore und die Deklamation“ diese nebst dem wilden Jäger den Schulen (Prima und Sekunda) zu empfehlen. Ich scheue mich nun nicht an Bürger noch immer die strengste Kritik anzulegen, damit man meine Forderung nicht mit der Einwendung „wer zuviel beweist, beweist nichts“ zurückweisen kann.

Auch die Aufsätze „Goethe und Euripides“ und „Hermann und Dorothea“ beziehen sich auf den Unterricht in Prima und Sekunda.

Wenn mir bei dem ersten Abdrucke des Aufsatzes über Hermann und Dorothea einer unserer bedeutendsten Goethekennner schrieb, er sei mit der Schrift Wilhelm's von Humboldt das beste, was über diese Dichtung erschienen sei, so glaube ich dies Urteil nur dem Patriotismus dieses hohen Gönners zu verdanken. Gewiß richtig aber ist sein Zusatz: beide Arbeiten stehen so selbstständig neben einander, daß man beim Lesen der einen von dem, was in der anderen gesagt ist, gar nichts ahnt. Ich bin von dem lebensvollen Inhalte des Gedichtes — der Anerkennung des deutschen Reiches durch eine ganze vertriebene Gemeinde — aufs tiefste ergriffen. Humboldt dagegen

redet nur von der Form. Selbst als er einmal in einer Kapitelüberschrift von dem Gedichte sagt: „Seiner Unbestimmtheit ungeachtet liegt ihm Wahrheit zu Grunde,“ kommt er doch nicht auf den Inhalt und hat bei den Worten etwas anderes im Sinn als man wünscht. August Wilhelm Schlegel's kürzere Abhandlung, die Hettner nicht mit Unrecht noch für besser hält, kommt dem Inhalt der Dichtung doch nicht näher. Schlegel scherzt darüber, daß die Leser sich im Jahre 1797 beklagten, weil Hermann seine Dorothea als Magd in sein Elternhaus einführt. Er ahnt aber selbst nicht einmal, daß dies der Punkt ist, um den in der Anekdote wie im Gedichte sich alles dreht. Noch weniger ahnt er, daß Dorothea sich dieser Zucht unterwerfen muß, damit sie gleich darauf durch die Sprache ihres beleidigten Selbstgefühls sich um so höher erheben kann. Ohne diesen symbolischen Zug hätte Goethe nicht in Hermann und Dorothea die Verherrlichung der preußischen Zucht durch die Salzburger zur vollen Geltung bringen können. Goethe hat die größte Meisterschaft bewiesen, indem er aus dem anfänglich linksichen Betragen des gleichwohl dem Dichter einigermaßen kongenialen Hermann gegen Dorothea die lebensvollsten Verwicklungen, die erwünschtesten Aufklärungen und Überraschungen, sowie die höchsten Entschließungen abzuleiten verstanden hat. Wir Epigonen müssen dies Gedicht mit dem herrlichen Januskopfe so ansehen wie ich, was Goethe's Zeitgenossen noch nicht konnten. Nicht umsonst hat der gelehrige Goethe den Inhalt seines Epos aus einer großen preußischen Staatschrift geschöpft, denn auch die zwei Jahre ältere Schrift, welche er nach Niemer benutzte, ist keineswegs ein Büchlein voll Schnurren, wie man fast allgemein glaubt, sondern gleich der von Pastor Gücking eine der umfangreichsten preußischen Staatschriften, die Goethe, wenn er nicht gar Gücking las, mit Nutzen gelesen hat. Durch die Abhandlung über Hermann und Dorothea glaube ich auch gezeigt zu haben, daß in einzelnen Fällen ein energisches Eindringen in die Geheimnisse der Dichterwerkstatt selbst für den Schulunterricht nützlich gemacht werden kann, was sonst meistens nicht der Fall ist. Im Begriffe bald aus dem Lehrerstande auszuscheiden, wünsche ich, daß die Zukunft einige der Gedanken, an denen ich stets und auch durch mehrere Abhandlungen in diesem Buche wieder mitgearbeitet habe, in der richtigen Art verwirklichen möge.

Berlin, den 27. Mai 1889.

Heinrich Bröhle.

Inhalt.

Vorwort.

A. Goethe.

	Seite.
I. Über Goethe's Hermann und Dorothea (1797)	1
1. Die Zeit der Idylle im preußischen Hofleben und in der deutschen Litteratur	1
2. Goethe's Hermann und Dorothea im Verhältnisse zur deutschen Geschichte	9
Anmerkungen	18
II. Iphigenie und das Wintermärchen.	22
1. Euripides und Goethe	22
2. Euripides und Shakespeare.	24
Anmerkung	28
III. Goethe und der Harz.	28
1. Ruffhäuserreise und Harzreise im Winter	28
2. Goethe's zweite und dritte Brockenreise	45
3. Goethe's Reise nach Helmstedt im Jahre 1805	53
Anmerkungen	68
IV. Goethe in Potsdam und Berlin vom 15.—23. Mai 1778.	73
Anmerkungen	84
V. Wilhelmine Herzlieb (Goethe's Wahlverwandtschaften)	85
Anmerkung	93
VI. Goethe, Stephan Schütze und Pfeil	93
Anmerkungen	101
VII. Zu Goethe's Faust.	101
1. Faust und die Uhr von Sanssouci.	101
2. Die erste öffentliche Aufführung von Goethe's Faust	106
Anmerkungen	110

B. Schiller.

I. Schiller's Jugendjahre und Erziehung	111
Anmerkung	120
II. Schiller's Trauerspiel „Die Räuber“, sowie sein Räuber- und sein Reiterlied	121
Anmerkung	125
III. Friedrich von Schiller, Charlotte von Lengefeld und ihr Sohn Ernst.	125
Anmerkungen	135

C. Zwei gemeinsame Freunde Goethe's und Schiller's.

I. Christian Gottfried Körner vor seiner Bekanntschaft mit Schiller	Seite. 136
1. Körner bis 1779	136
2. Körner seit 1780	142
Anmerkungen	148
II. Karl Philipp Moritz	149
1. Bis zum zweiten Berliner Aufenthalte	149
2. Akademie der Künste	158
3. Akademie der Wissenschaften	161
Anmerkungen	168

D. Gottfried August Bürger.

I. Schiller und Bürger	170
Anmerkungen	176
II. Bürger's Lenore	176
1. Bürger's Lenore und die Defamation	176
2. Bürger's Lenore und das Wunderhorn	179
3. Bürger's Lenore und das Volkslied in Gottschee	185
Anmerkungen	188
III. Bürger's Leben	188
Anmerkungen	193

E. Kneesebeck's Briefe an Gleim.

Aus der Zeit vom Feldzuge in die Champagne bis zum Rastatter Congresse (1792—1798).	195
Anmerkungen	227

Zusätze und Berichtigungen 239

Gesamtregister

für das ganze Buch mit besonderer Berücksichtigung der Personen- und Ortsnamen	258
--	-----

A. Goethe.

I. Über Goethe's Hermann und Dorothea.¹⁾

1. Die Zeit der Idylle im preussischen Hofleben und in der deutschen Litteratur.

„Wer sieht in die Zukunft?

Ich, Ihr Teuren, sehe hinein! Wir haben einen neuen Landesvater! Wir hören täglich die Musicalien seines königlichen Hüttenlebens!“

So schrieb der alte Gleim an Herder am ersten Weihnachtstage in dem Geburtsjahre Kaiser Wilhelms I., um das Familienleben des jungen Königs Friedrich Wilhelm III. zu verherrlichen, der in jenem denkwürdigen Jahre, 1797, auch die Regierung antrat.

Und doch war das Geburtsjahr des Kaisers in der politischen Geschichte Deutschlands zunächst nur ein Schritt auf der abschüssigen Bahn. Damals nahm der Rastatter Congreß seinen Anfang, welchem der Frieden zu Luneville folgte. Anders steht das Jahr 1797 in der Litteraturgeschichte da. In ihr vollziehen sich keine Geschehnisse, aber der Geist bereitet in ihr auf länger hinaus das Künftige vor. Die signatura temporis war im Jahre 1797 Goethe's Hermann und Dorothea. Man kann diese schöne Dichtung von sehr verschiedenen Seiten betrachten. Der Jüngling, welcher seinen Hochzeitstag herbeijehnt, merkt sich daraus die Stelle, daß die Liebe die Nacht zur schöneren Hälfte des Tages mache. Der Volksredner drängt einige Verse daraus in das geflügelte Wort zusammen „In's Leben drängt der Tod den Weisen.“ Der Schüler entwirft danach in seinem Aufsatze eine Charakter schilderung des Predigers, des Wirts oder wohl gar des kribbeligen Apothekers. Aber in dem Allem ist nichts zu merken von der signatura temporis, von dem Finger, den das Jahr 1797 in diesem schönen Werke zeigend und warnend erhoben

D. Gottfried August Bürger.

I. Schiller und Bürger.

Schiller's Rezension von Bürger's Gedichten bezeichnet für die deutsche Litteratur unter andern auch den heilsamen Gegensatz zu Tendenzen, wie sie seit Goethe's „Stella“ manche Verwirrung angeordnet hatten. Die Zeiten der sittlichen Wiedergeburt Deutschlands waren nicht mehr so fern, die „Wahlverwandschaften“ gingen ihnen beinahe noch vorher, und der Ehebruch durfte vor dem Gerichtshofe der poetischen Gerechtigkeit nicht länger ungestraft bleiben. Niemand aber verdiente auf dem deutschen Parnasse eine moralische Zurechtweisung mehr als Bürger. War doch bei ihm nicht bloß in der Jugend, sondern auch das ganze Mannesalter hindurch eine Thorheit der andern gefolgt. Überdies war die ungünstige Kritik Schiller's über Bürger durch Anspielungen auf die Schiller'sche Muse provoziert worden. Freilich, daß Bürger in irgendeiner Weise von Schiller geschont worden wäre, wird sich nicht behaupten lassen, aber auch, daß ihm zu viel geschehen sei, wird nach reiflicher Erwägung nicht aufrecht erhalten werden können. Dies darzutun, ist der nächste Zweck dieser Zeilen. Gleichzeitig handelt es sich jedoch bei meiner Untersuchung um den Unterschied von Ballade und Romanze. Echtermeyer's Definitionen in betreff dieser beiden Gattungen der Dichtung sind bereits aufgegeben worden. Wischer ist ihm nur dankbar, weil er zu den Benennungen Ballade und Romanze noch das Wort „Märe“ hinzugefügt hat. Allerdings paßt es recht gut für die Gedichte wie Uhland's „Schwäbische Kunde.“ Für die epischen Produkte Anastasius Grün's und mancher andern Lyriker, obgleich sie sich der Form nach dem alten Heldenliede durch die neuere Nibelungenstrophe wieder etwas genähert haben, paßt aber stets nur der allgemeinste Name „erzählendes Gedicht.“

Bürger'n sollte es nie vergessen werden, daß er es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, innerhalb der Kunstpoesie einer volkstümlichen

Richtung Bahn zu brechen, und daß er letztere mit seinem höchst bedeutenden dichterischen Vermögen sogleich auf einen gewissen Höhepunkt erhob. Schon in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Gedichte 1778 wollte er diese seine Absicht auch theoretisch begründen. Er erklärte: „Alle darstellende Bildnerie kann und soll volksmäßig sein. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit.“ Weitere Erklärungen behielt er sich vor und gab dieselben in der Vorrede zur zweiten Auflage von 1789. Hier gebrauchte er statt „volksmäßig“ das Wort „Popularität“ und wiederholte zunächst: „Popularität eines poetischen Wertes ist das Siegel seiner Vollkommenheit“. Popularität aber erklärt er als Anschaulichkeit und Leben „für unser ganzes gebildetes Volk — Volk, nicht Pöbel!“ Nicht seinen „Hurte hurte hop hop hop“ glaubte er seine Erfolge zu verdanken, sondern dem Bestreben, daß dem Leser „sogleich alles blank und baar, ohne Verwirrung in das Auge der Phantasie springe,“ „daß alles sogleich die rechte Seite seiner Empfindung treffe.“ Hiernach könnte es scheinen, als ob Bürger unter Popularität nur Deutlichkeit und allgemeine Zugänglichkeit verstünde und das Siegel der Vollkommenheit nicht bloß an einem Gedichte erkennen würde, dessen Inhalt dem Leben und dem Gedankenkreise des Volkes entnommen wäre. Allein schon in der Vorrede zur ersten Auflage hatte er noch angedeutet, daß dies nicht seine Ansicht sei. In der Vorrede zur zweiten von 1789, als Schiller dreißig Jahre alt war, erklärte sich Bürger entschieden gegen denjenigen, der die Poesie von dem Markte des Lebens hinwegziehe und sie in enge Zellen verbanne, „ähnlich denen, worin der Meßkünstler mißt und rechnet oder der Metaphysiker wenigen Schülern höchst schwer oder garnicht verständlich etwas vorgrübelt.“ Kurz, Schiller wurde von Bürger nicht anerkannt, wenn er einen metaphysischen Gegenstand durch seine wunderbare Poesie auch noch so sehr verdeutlicht hätte. Weil für Bürger die volkstümlichen Stoffe die besten waren, sollten in der Poesie keine andern mehr gelten. Das volkstümliche Gebiet sollte innerhalb der Lyrik das höchste sein. Obgleich Bürger versicherte, daß er nur scherze, wenn er immer sein eignes Lob verkünde, so hatte er sich doch, vielleicht nächst Klopstock, auf den er sich schon in der Vorrede zur ersten Auflage berufen hatte, zu Schiller's und Goethe's Nachteil an die Spitze der deutschen Lyrik stellen wollen.

Die Antwort darauf war 1791 Schiller's Rezension von Bürger's Gedichten. Sie ist älter als Schiller's berühmte Abhandlungen auf

Rantischer Grundlage. Den von Bürger aufgestellten Satz, daß Popularität das Siegel der Vollkommenheit an einem übrigens schon vorzüglichen Gedichte sei, unterschreibt Schiller, wendet ihn aber zu Bürger's Nachteil auf diesen selbst an. Daß Bürger ein Volksfänger sein will, läßt er gelten, aber nur um zu beweisen, daß er es nicht sei. „Glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplizität in Behandlung desselben“ ist nach Schiller das Mittel, um ein Volksfänger zu werden. Den Stoff soll der Volksfänger ausschließlich nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. „Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig unterfragen, und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen.“ Könnte man nach diesen Worten es noch für möglich halten, daß Schiller der Richtung, welche Bürger durch Nachahmung des Volksliedes in die Kunstpoesie eingeführt hatte, gerade ihrer Volkstümlichkeit wegen einen besondern Wert zugestehen würde, so würde diese Auffassung doch durch die bald darauffolgenden Worte Schiller's zerstört werden: „Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis, brächte er die promptesten Vernunftwahrheiten in reizender, verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erlauben dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen.“ Durch dieses Programm stellte Schiller sich mit klarem Selbstbewußtsein als den eigentlichen Volksdichter der Deutschen hin, genau so wie die Nation selbst es verstand, für welche Bürger und der von ihm einzig gefeierte Klopstock hinter Schiller mit Recht immer mehr zurücktreten mußte.

Schiller's Kritik war für Bürger gewiß um so schmerzlicher, als sie auch den einschneidenden Satz aufstellte: „Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerke verleihen, was dem Schöpfer desselben gebührt, und Mängel die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht hinwegnehmen.“ Schiller überließ es dem Leser, die Anwendung davon auf Bürger zu machen, der in seinen schönsten Liebesliedern, z. B. im „Hohen Liebe“ und in dem Gedicht „Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem Korn“ für einen großen

Teil des Publikums gewiß schon zuviel aus seinem Leben erzählt, sich aber gerade auch dieser Liebeslieder wegen als einen echten Volksdichter, etwa als einen deutschen Troubadour, betrachtet hatte. Daß der neueste Herausgeber von Bürger's Gedichten, A. Sauer, überall mit Recht den Text der Ausgabe von 1789, auf welche Schiller's Rezension noch keinen Einfluß gehabt hatte, wiederherstellt, ist nur eine schwache Genugthuung für Bürger, weil man darin auch die Anerkennung des Schiller'schen Satzes sehen könnte, daß die aus Mängeln der sittlichen und intellektuellen Entwicklung eines Dichters entspringenden Fehler des Gedichtes keine Feile hinwegnehmen könne.

Daß übrigens Bürger in den epischen Gedichten (abgesehen von den komischen) weit weniger als in den erotischen Liedern sich seine Aufgabe im allgemeinen zu niedrig gestellt hat, beweist schon der Umstand, daß er gerade da, wo er von den vaterländischen Stoffen redet, sich auf Klopstock beruft. Bürger hat bei den von ihm überhaupt für die Lyrik verlangten vaterländischen Stoffen doch vorzugsweise an die Ballade gedacht. Die Ballade ist der auch schon von Schiller ahnungsvoll anerkannte Ausnahmepunkt, auf dem die Poesie in der That nur vaterländische Stoffe gebrauchen kann. Ist doch die Ballade an die Stelle des alten Heldengedichtes getreten, welches in jeder Beziehung national war.

Balladen und Romane, sagt Bischof, sind Abkömmlinge der alten Heldenlieder.¹⁾ Wilhelm Wackernagel zeigt, wie das Volk im sechzehnten Jahrhundert lyrische Lieder dichtete: „Rein lyrische sowohl als solche, in denen die Lyrik sich mit einer Epik von ungeschichtlicher und unsagenhafter Art vereinte, Balladen, wie man sie nennen mag . . . zumeist also Liebeslieder . . . auch die Balladen erzählten fast nur von der Liebe Lust und Leid.“²⁾

Der Unterschied von Ballade und Romanze, den Echtermeyer früher mehr in den Inhalt setzte, wird jetzt richtiger mehr auf die Form des Gedichtes bezogen. „Die Ballade, sagt Gottschall,³⁾ ist von seelenvoller Kürze, die Romanze von farbenreicher Ausführung. Die Ballade hebt die Handlung in der Stimmung auf, die Romanze die Stimmung in der Handlung; die Ballade ist ein Lied, die Romanze eine Erzählung.“

Wenn Echtermeyer es als das Wesentliche der Ballade betrachtete, daß in ihr eine dunkle Naturgewalt den Sieg davonträgt, während in der Romanze die sittliche Idee triumphiert, so hatte er insofern einigermaßen das Richtige getroffen, als der Inhalt, welchen er der

Ballade zuschreibt, von der kurzen, volkstümlichen Form untrennbar ist, und derjenige, den er der Romanze zuweist, die Form einer größern kunstreichen Komposition erheischt. Dringt man tiefer in das Gebiet der Sage und der Volkspoesie ein, so erkennt man, daß der hochgebildete Kunstdichter in der Regel nur Romanzen zu dichten vermag, wogegen das Volkslied zur Ballade wird, wenn es das Gebiet der bloßen Erotik verläßt. Der Grund ist ein doppelter. Das Volk vor einigen hundert Jahren, dem wir unsre echten Volkslieder verdanken, hatte keine von der Religion gelösten sittlichen Ideen. Es konnte sie also auch nicht in weltlichen Reimen niederlegen. Es hatte aber auch, mag es sich mit dem alten deutschen Volksgedichte verhalten wie es will, zu jener Zeit kein Epos. Die Möglichkeit einer geschichtlichen Darstellung war also im echten Volksliede nicht vorhanden. Die Volksballade erzählte kunstlos, ohne Logik mit vielen Gedankensprüngen. Ihr Versmaß in Deutschland war der Jambus mit Anapäst. In der alten schottischen Volksballade, welche der deutschen ähnlich, aber früher, als diese aufgezeichnet ist, holt Wilhelm's Geist Margret, weil sie sich über seinen Tod nicht beruhigen kann. Sie unterliegt also allerdings einer dunkeln Naturgewalt. Bei Bürger dagegen holt Wilhelm Lenore ins Grab, weil sie im Schmerze über seinen Tod Gott gelästert hat. Ist das noch ein Balladenmotiv wie in dem schottischen und deutschen Gedichte? Jedenfalls nicht, denn nun siegt eine sittliche Idee. Das Ganze ist jetzt eine kunstvolle Romanze, die für Schiller's Romanzen das unmittelbare Vorbild wurde. Auch das Versmaß ist zu reinen und kunstvollen Jamben komponiert und abgeglättet. Ebenso wurde der „Wilde Jäger“ unter den Händen des gebildeten Dichters zur Romanze, in welcher aller Spuk nur der sittlichen Idee der Bestrafung einer Anzahl von Freveln dient, die aus der übermäßigen Jagdlust hervorgegangen sind. Indem Bürger in der „Lenore“ wie im „Wilden Jäger“ vom Aberglauben zur sittlichen Idee fortschritt, fand er den Übergang zur neuen Romanze in der deutschen Litteratur. Die vorhergegangenen Gleim'schen Romanzen mit ihrer „possierlichen Traurigkeit“ und andres waren dagegen verhältnismäßig wertlos geworden. Aber übertroffen oder doch wenigstens erreicht wurde Bürger selbst hier durch Schiller, der sogar in die Romanze seine komplizierten und reichen, zum Teil sogar fremdländischen Stoffe einführte, welche sein neues Programm, die Rezension von Bürger's Gedichten, in Aussicht gestellt hatte.

Bürger's Bestreben war aber darauf gerichtet gewesen, die echte

Ballade in die Kunstpoesie einzuführen. Er sprach mit einem viel größern Selbstlobe von „Lenardo und Blandine“ als von „Lenore“, offenbar weil er erst „Lenardo und Blandine“ für ganz volkstümlich hielt. Noch näher als in diesem widerwärtigen Gedicht ist er in „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain“ der Ballade gekommen. In beiden fehlen dann auch nicht die volkstümlichen Anapästen zwischen den Jamben. Durch eine außerordentlich feine Naturbeobachtung sucht sich Bürger in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ der in der Volksballade unbedingt herrschenden Natur zu nähern. Nach Vischer stellt nun allerdings sowohl die Ballade als die Romanze, bei welcher letzterem Worte der berühmte Ästhetiker hier mehr die ältere Gleim'sche Romanze vor Augen zu haben scheint, Mordgeschichten, Schicksale der Liebe und Kriegsauftritte dar. Sie liefern den echten Inhalt aber nur dann, wenn sie von der Sage poetisch zubereitet sind. Sie haben auch wohl Elemente des Märchenhaften und Geisterartigen aufgenommen, worin ein tiefer und rein menschlicher Sinn eingehüllt ist. Alle diese Merkmale, sagt Vischer, weisen „der epischen Lyrik im Unterschiede vom Epos den ahnungsvoll charakteristischen, nicht entwickelten Stil zu.“ Darf man schon hierbei wohl vorzugsweise an die Ballade im Unterschiede von der Romanze denken, so ist dies doch noch mehr bei seiner Bemerkung der Fall: „Die nähere Geschichte ist noch zu stoffartig“, während allerdings Gottschall die Gegenwart selbst für die Ballade nicht als ausgeschlossen betrachtet. Nicht mißzuverstehen sind (wenn auch keineswegs in Goethe's, so doch in Vischer's Munde) die Worte, der Ballade komme eine mysteriöse Stimmung zu. Nach allen diesen Merkmalen aber ist Bürger in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ der echten Volksballade sehr nahe gekommen. In diesem Gedichte, sowie in „Lenardo und Blandine“ hat Bürger sogar die Motive von sittlicher Art geflissentlich entfernt, wo nicht gar (wer wird dabei nicht an Schiller's Rezension denken müssen?) umgewandelt, um den Charakter der echten Volksballade zu treffen. Das ist aber gerade unnatürlich, denn in der Volksballade herrscht eine natürliche Unbefangenheit, und bei ihrer wesentlich sinnlichen Haltung kommt weder die Kategorie der Sittlichkeit noch die der Unsittlichkeit in Frage. Es war aber wiederum ein litterarischer Durchgangspunkt, daß Bürger in der „Pfarrers-tochter“ und in „Lenardo“ die sittlichen Motive zurücktreten ließ, um nicht zu sagen, negierte. Indessen zu Balladen konnten sie dadurch noch nicht werden, selbst wenn nicht auch diese beiden Gedichte wieder

die Form von größern künstlichen Kompositionen angenommen hätten.

Wie verhält sich dies alles gerade entgegengesetzt in Goethe's Balladen „Der Erfkönig“ und „Der Fischer!“ Musterhaft war hier sogleich die Wahl der Strophenform: beide male nur vierzeilige Strophen. Im „Erfkönig“ benutzte Goethe den vierfüßigen anapästischen und akatalektischen Jambus, den Bürger aus dem deutschen Volksliede allerdings auch schon für „Lenardo und Blandine“ entnommen hatte. Im „Fischer“ griff Goethe mehr auf ein beliebtes englisches Vermaß zurück. Hier ließ er nämlich auf den vierfüßigen reinen Jambus jedesmal den dreifüßigen folgen, wie Klopstock 1749 in dem „Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-chase-Jagd“ und darnach Gleim in den besten „Liedern eines preußischen Grenadiers“ gethan hatte. Sehr erleichtert hatte sich Goethe im Vergleich mit Bürger das Genre der Ballade, indem er die sonst für das Volkslied so wichtige Liebe ganz wegließ oder sie doch bloß mysteriös behandelte. Gustav Schwab, der in seinem „Reiter auf dem Bodensee“ eine echte Kunstballade lieferte, ist Goethe auch in der Weglassung der Liebe gefolgt. So hatte Goethe auf dieselbe Art, wie Kolumbus das Ei zum Stehen brachte, die echte Ballade in die Kunstpoesie eingeführt. Durch ihn war Bürger noch mehr in der Ballade als von Schiller in der Romanze übertroffen, und das auf seinem ureigensten Gebiete!

Anmerkungen.

¹⁾ Ästhetik, 3. T., 2. Abschn., S. 1358—1366.

²⁾ Gesch. der d. Litt. 1851, V. Abt., S. 393.

³⁾ Poetik, 3. Aufl., S. 48.

II. Bürger's Lenore.

1. Bürger's Lenore und die Deklamation.

Die deutsche Lyrik vom Jahre 1773 bis zum Jahre 1840 steht so einzig da im Kulturleben der Völker, daß ihre Perlen zu dem besten gehören, was die Schule bieten kann. Namentlich muß die Schule sich ihrer auch mit Hilfe der Deklamation bemächtigen. Diese Übungen dürfen aber nicht bloß auf die jüngeren Schüler beschränkt werden, welche dabei, wie schon Hiecke gesagt hat, den Eindruck von Marionetten machen. Auf der höheren Stufe ist indessen nur noch

von dem Besten das Beste zur Deklamation geeignet. Es sind diejenigen Gedichte, welche sich (wie schon Schiller im allgemeinen sehr richtig von Bürger's Poesieen, aber ganz irrig bloß von seinen Sonetten gesagt hat) auf den Lippen des Deklamators in Gesang verwandeln. Jedes bedeutende Gedicht trägt ja gleichsam seine Melodie in sich. Der ist gewiß kein guter Deklamator, der nicht aus Zumsteeg's Kompositionen zur Lenore einige Winke für den Vortrag dieses Gedichtes zu entnehmen im Stande ist.

Sobald mit der Deklamation auf einer höheren Stufe wieder Ernst gemacht werden soll, kann es sich (wie sehr auch sonst die Fülle einer empfindungsreichen nicht erotischen Lyrik die Jugend überströmen muß) dabei von selbst nur um einen Kanon von wenigen, vorzugsweise für die Deklamation geeigneten Gedichten handeln. Es kommt ja nicht bloß auf eine reine Vokalisation an, die, aufrichtig gesagt, wenn sie bloß negativ darin besteht, den letzten Rest des Mundartlichen aus unserer Aussprache zu entfernen, nur von zweifelhaftem Werte ist. Andererseits kommt es auf alles Theatralische, auf Mimik und Gestikulation, nicht an. Die erstere, von Dräseke wohl geübt, ist auch von der Kanzel verschwunden und die zweite soll schon Herder dort nicht geübt haben. Es kommt aber allerdings auf ein Sprechen an, welches der tiefen Empfindung der deutschen Lyrik gerecht wird und daher vor allen Dingen eine taktvolle Interpretation zur Voraussetzung hat. Wer in der Rede des Antonius in Shakespeare's Julius Cäsar die Worte: „Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann“, wenn auch nur zuletzt, ironisch spricht, der vergißt, daß Antonius nur infolge eines Kompromisses mit Brutus Cäsar's Leichenrede halten darf und daß dieselbe viel zu fein angelegt ist, um auf eine plumpe Weise selbst zu verraten, welche Empfindungen sie bei der Menge hervorrufen soll. Er entfernt einfach diejenige Zweideutigkeit aus dieser Rede, durch welche sie von Anfang bis zu Ende ein Meisterstück ist. Wer in Schiller's Glocke, die noch mehr als diese Rede zu unserm Kanon gehört, betont: „den schlechten Mann muß man verachten“, schiebt sogar dem Glockengießer unter, daß er nicht alle schlechten Männer verachte. Und um zu Bürger zurückzukehren: wer im wilden Jäger betont: „Und weuns im dritten Himmel wär“, statt „im dritten Himmel“, vergißt, daß es sich für den wilden Jäger bloß um den Gegensatz von Himmel und Erde handeln kann und nicht um den Gegensatz zwischen dem ersten und dritten Himmel. Da die Frage, wie viele Himmel es giebt, in den Rahmen des Gedichtes durchaus

nicht paßt, so soll das Hauptwort durch Hinzufügung des Zahlwortes hier bloß als Blasphemie gekennzeichnet werden. Wer in der Lenore betont „Graut Liebchen auch?“ statt „Graut Liebchen auch?“, der scheint sich einzubilden, daß Lenore mit dem Geiste bei Mondenschein spazieren reitet, um das Gruseln zu lernen, wie jener Knabe im Märchen, der zuletzt mit kaltem Wasser begossen wurde. Wenn Wilhelm sich auch nicht sogleich als Geist zu erkennen giebt, so meint er doch von Anfang an: Lenore'n darf nicht grauen wie den anderen Sterblichen, weil sie sich durch ihre übermäßigen Thränen um einen Toten der Geisterwelt verlobt hat. Dies sollte wohl in einer Lenore mit Anmerkungen, wie die von Sauer, erläutert sein.

Während in Ernst Moritz Arndt's Gedichte auf die Schlacht bei Leipzig die dumpfe Stimme des blutbedeckten Boten, in dem man einen Verwundeten oder gar den Geist eines gefallenen Helden zu denken hat, beim Vortrage in wirksamen Kontrast tritt mit der immer schwungvoller und heller ertönenden Stimme des wißbegierigen Volksmannes, der die Siegesbotschaft vernimmt, und während in Schiller's Alpenjäger die liebliche Stimme der gütigen Mutter wechselt mit der wilden des Jünglings und der tiefensten rauhen des Berggeistes, giebt die Deklamation der Lenore zu einem noch viel reicheren Wechsel des Tones Veranlassung. Nur einige andere größere Gedichte, besonders Schiller's Glocke, aber auch Goethe's Zueignung, wenn sie mit wirklich eindringendem Verständnisse gesprochen wird, kommen ihr darin gleich. Lenore ist zwar in ihrer Leidenschaftlichkeit immer dieselbe, aber der Ton in der Stimme der verzweifelnden Lenore ist schon ein ganz anderer als derjenige der hingebenden Geliebten nach der Rückkehr des Geistes. Sogar die Onomatopöen — wie verlegen man auch über das hurre, hurre, hop, hop hinwegeilen mag — verlangen mitunter ihr Recht in Bezug auf den Ton. Einmal hat ihn der Dichter selbst vorgegeschrieben, indem er dem „Klinglingling“ das „lose leise“ hinzufügt. So herrscht dann ein unvergleichlicher Wechsel des Tons bis zu der Mark und Bein erschütternden Stimme des Geistes in den Worten:

Und horch und horch der Pfortenring
Ganz lose, leise, Klinglingling.
Dann kamen durch die Pforte
Bernehmlich diese Worte:
Holla, holla! Thu auf, mein Kind!

Auch das Tempo, in dem die Worte gesprochen werden müssen, bietet in der Lenore einen seltenen Wechsel dar: von der Schnelligkeit

der Worte „Kapp, Kapp, mich dünkt, der Hahn schon ruft!“ und „Rasch auf ein eisern Gitterthor“ bis gleich darauf zu der gerade durch das Tempo kontrastierenden feierlich langsamen Schlußstrophe: „Nun tanzten wohl bei Mondenglanz“. Die Wichtigkeit seiner Lenore für die Deklamation war Bürger von Anfang an besser als Anderen bewußt. Er schrieb in seiner Weise an die Freunde die auch von Sauer angeführten Worte: „Keiner von Euch Allen, er deklamire so gut er will, kann Lenoren aufs erste mal in ihrem Geist deklamiren; und Deklamation macht die Halschied von dem Stücke aus. Daher sollt Ihrs von mir selbst das erste mal in aller seiner Gräßlichkeit vernehmen. Dann sollen Sie die Genossen des Hains (d. h. des Göttinger Dichterbundes) in der Abenddämmerung auf ein einsames, etwas schauerliches Zimmer zusammen laden, wo ich, unbehörcht und ohngestört, das Gräßliche der Stimme recht austönen lassen kann. Der jüngste Graf (Christian zu Stolberg-Stolberg) soll wie vor Lot's seligem Weibe davor beben.“ Daß Bürger als Deklamator „unbehörcht“ sein wollte, läßt freilich nicht viel Gutes erwarten. Doch hat er sich wohl nicht einer Reitpeitsche bedient, um den Eindruck der Stelle „Mit schwanker Gert' ein Schlag davor“ zu steigern. Für diejenigen, welche doch auch die Gestikulation unbedingt dem Lesen hinzufügen wollen, sei bemerkt, daß einige Stellen der Lenore allerdings auch dazu auffordern. Bei Stellen, wie „Wie flog, was rund der Mond beschien, Wie flog das in die Ferne! Wie flogen oben überhin Der Himmel und die Sterne!“ bewegt sich die Hand wie von selbst.

2. Bürger's Lenore und das Wunderhorn.

Gottfried August Bürger's Lenore entstand 1773. Der tote Soldat heißt in ihr bekanntlich Wilhelm. Denselben Namen führt der Geist in einem Volksliede ähnlichen Inhaltes, das in einer Sammlung englischer und schottischer Volkslieder Aufnahme gefunden hatte, welche Percy 1765 unter dem Titel *relics* herausgab. Bürger's Lenore hört darum nicht auf ein Originalgedicht im vollen Umfange des Wortes zu sein. Indessen wurde viel Gewicht darauf gelegt, daß in der englisch-schottischen Volkspoesie ein solches Vorbild für Lenore vorhanden war, während Bürger und seine Freunde von einem deutschen Volksliede desselben Inhaltes nicht mehr als ungefähr drei Verszeilen aufzufinden vermochten, durch welche Bürger selbst zur Lenore angeregt zu sein erklärte. Da erschien im 2. Bande des Wunderhorns (1806—1808) ein neues Lied mit der

Überschrift „Lenore“. Es war kurz, zeigte aber keinerlei Lücken. Es sollte aus dem Odenwalde stammen und enthielt den Zusatz „Bürger hörte dieses Lied Nachts im Nebenzimmer.“ Ich vermute, daß die Herausgeber des Wunderhorn mit diesen Worten nur sagen wollten, die wenigen Verszeilen, welche Bürger vor Abfassung der Lenore singen hörte, seien hier weiter ausgeführt. Leider hat Voß, der selbst nach dem entsprechenden deutschen Volksliede gesucht haben soll, in seiner Recension des Wunderhorns sich über dieses Lied nicht speziell ausgesprochen. In Arnim's Antwort an Voß aber darf man vielleicht die Stelle von den „Ergänzungen“, welche manches Schöne wieder in lebendige Berührung setzen sollten, auf die Lenore im Wunderhorn beziehen, wie denn Arnim schon früher erklärt hatte, die Lieder seien von den Herausgebern des Wunderhorns gesammelt, geordnet und „ergänzt.“ Damit hätte nun die Sache wohl abgemacht sein können. In neuester Zeit aber ist die Lenore im Wunderhorn für echt erklärt und dabei meine in Dresden erschienene Biographie Bürger's angegriffen worden. Da man nun das Gedicht im Wunderhorn immer nur nach dem Gefühl für unecht erklärt hat, so habe ich mich entschlossen, genau die Gründe anzugeben, weswegen es kein Volkslied sein kann. Es ist dies auch von mir früher noch nie geschehen.

Ich frage zuerst: welches ist die Idee von Bürger's Lenore? ist dieselbe volkstümlich? und wenn sie volkstümlich ist, findet sie sich im Wunderhorn ebenso? und wenn die Idee in dem Gedichte des Wunderhorns nicht volkstümlich ist, muß man daraus nicht auf die Unechttheit des Liedes schließen?

Bei vielen Völkern Europas und, wie zuerst Adalbert Ruhn im ersten Bande der „Zeitschrift für Mythologie“ nachgewiesen hat, auch bei den mit uns verwandten Indern und Persern, findet sich schon in sehr alter Zeit die Idee, daß übermäßige Thränen die Ruhe der Toten stören. Ruhn hat auch gezeigt, daß bei den Afiaten die Thränen der Hinterbliebenen den Eingang der Toten zur himmlischen Seligkeit hindern und daß sie die Thränen verzehren müssen, welche um sie vergossen werden. Bei Percy holt Wilhelm's Geist die Margarete, die über seinen Tod untröstlich ist. Bürger in seiner kunstvollen Ballade hat uns die heidnische Idee, welche auch in der älteren Edda zu finden ist, näher gerückt. Jedermann sieht, daß Lenore, die ihr Rabenhaar zerrauft, Thränen in Strömen vergießt. Aber dennoch kommt nicht einmal das Wort Thränen in der Ballade

vor. Wilhelm holt Lenore ins Grab, weil sie unablässig und vermessend mit der göttlichen Vorsehung hadert. In diesem Gewande der Aufklärungsperiode ist aber die heidnische Idee noch vollständig zu erkennen. Dagegen ist sie vom Verfasser des Liedes im Wunderhorn ganz übersehen. Die Lenore im Wunderhorn trauert gar nicht um ihren toten Geliebten. Damit fällt aber für diesen auch jeder Grund, ins Leben zurückzukehren, fort. Er kommt bloß aus Sentimentalität, als Romantiker, wieder. Trotz der künstlich volksmäßigen Sprache ist also das Lied im Wunderhorn modern gedacht.

Daß es in dreizeiligen Strophen abgefaßt ist, beruht gleichfalls auf einem Mißverständnisse des Verfassers. Es werden nämlich gewöhnlich drei deutsche Verszeilen angeführt, durch welche Bürger zur Abfassung seiner Lenore angeregt sein soll. Deshalb mußte das Lied fürs Wunderhorn in dreizeiligen Strophen abgefaßt werden. Nun kommen aber dreizeilige Strophen in deutschen Volksliedern sehr selten vor.¹⁾ Angenommen, daß jene drei Verse wirkliche Überreste eines Volksliedes sind, so hat dieses doch wahrscheinlich aus vier- oder sechszeiligen Strophen bestanden. Vielleicht aber ist ein Volkslied, in dem ein Reiter seine verzweifelte Geliebte nachholt, in Deutschland wenigstens seit langer Zeit nicht mehr vorhanden gewesen. In Karl Müllenhoff's schleswig-holsteinischen Sagen zeigt uns No. 224: „De Doot de ritt so snell“, daß der Mythos, welcher der Lenore von Bürger zu Grunde gelegt ist, jetzt als Sage oder Märchen mit drei eingelegten Versen im Umlauf ist. Es wäre möglich, daß der Mythos, der in Bürger's Nähe bekannt war, selbst der Form nach dem noch jetzt in Schleswig-Holstein bekannten sehr ähnlich gewesen sei. Das Liebespaar heißt bei Müllenhoff Hans und Grete, wodurch man immerhin noch etwas an die Margarete bei Percy erinnert wird. Um eine Probe aus der schleswig-holsteinischen Sage zu geben, führe ich folgende Stellen an: Als se nu en guden Ennen räden harren, so segt Hans:

De Maen de schynt so hell,
De Doet de ritt so snell:
Myn Greetjen, gruet hy mie'?"

Es sind dies die drei Verse, welche Bürger jedenfalls gekannt hat, wozu dann Grete's Antwort, die bei Müllenhoff in Prosa steht, mitunter noch als ein vierter und fünfter Vers hinzukommt. Wie ich bereits aussprach, ist das Gedicht im Wunderhorn wahrscheinlich nur, weil jene drei Zeilen vorlagen, in dreizeiligen Strophen abgefaßt.

Um so komischer ist es, daß der Geist im Wunderhorn, weil er ohne Lenore zurückreiten muß, den wichtigsten Vers „Feinsliebchen, graut Dir nicht?“ gar nicht einmal anbringen kann und bei sich behalten muß! Ich fahre jedoch in der Mitteilung des Liedes bei Müllenhoff fort: „„Mä, myn Hans““, sagt se, „„wat schull my wull gruen? if bün ja by dy““. Ganz wie bei Bürger wiederholt der Tod seine Rede, ebenso Grete ihre mutige Antwort. Das letzte Mal aber wird Gretes Antwort ebenso kleinlaut als die Lenorens. Wenn ich nun dabei auch bereits eine Einwirkung von Bürger's Lenore auf die Volksfage für möglich halte, ebenso wie darin, daß sich der Reiter bei Müllenhoff in den Tod selbst verwandelt, so scheint mir doch eine solche Annahme für den Schluß, wie er sich bei Müllenhoff findet, höchst unwahrscheinlich. Er lautet: „Do juus' dat Päert dreemael mit se 'rum innen Krink unn weg weren se“. Das klingt viel altertümlicher, als daß bei Bürger das Pferd sich bäumt. Ja, der Einfall, daß die von Bürger hinzugedichteten Geister sich zuletzt im Kreise drehen, ließe sich, wenn der Dichter den Mythos ebenso in Hannover gehört hätte, wie er in Schleswig-Holstein erzählt wird, aus diesem dreimaligen Umdrehen des Pferdes um so besser erklären.

Ferner erhellt daraus, daß der Geist im Wunderhorn aus Ungarn kommt, die Unechtheit dieses Liedes. Auch dies beruht auf einem Mißverständnisse der Ballade von Bürger. Er sagt, daß Wilhelm mit König Friedrich's Heer in die Schlacht bei Prag gezogen sei und nachher kein Lebenszeichen mehr gegeben habe. Man muß annehmen, daß Wilhelm 1757 bei Prag oder später bei Collin geblieben ist. Nun wußte aber Bürger, der die Heimkehr eines Regiments aus dem siebenjährigen Kriege in Halle ansah, ohne Zweifel, daß viele Preußen, die 1757 von den Oesterreichern in Böhmen gefangen genommen waren, von diesen nach Ungarn in Sicherheit gebracht wurden. Unter diesen Kriegsgefangenen ist ein Herr von Bismarck gewesen. Er erblickte sein Wappen an einem adligen Hofe in Ungarn. Es fand sich, daß das Gut einer hochbetagten und kinderlosen Frau von Bismarck gehörte. Es wurde ihm angeboten katholisch zu werden, um sich von ihr adoptieren zu lassen. Wegen der Bedingung schlug er das Anerbieten und mit ihm vorläufig auch die Freiheit aus. Ganz ähnliche Züge muß Bürger gekannt haben, denn um Lenore auf andere Gedanken zu bringen, läßt er von ihrer Mutter die Vermutung aussprechen, Wilhelm könne in Ungarn katholisch geworden sein und sich verheiratet haben. Lenore antwortete zwar: „Hin ist hin“ und hält

sich auch in dem Falle, daß die Mutter das Richtige getroffen hat, nicht ohne Grund für gleich unglücklich. Aber ohne Zweifel ahnt sie selbst, daß sie um keinen Falschen und Unwürdigen mit Gott hadert, und Wilhelm's späteres Wort: „Weit ritt ich her von Böhmen“ giebt ihr in diesem Punkte recht. Das Wunderhorn aber ist schon durch den von der Mutter gegen Wilhelm ausgesprochenen Verdacht auf eine falsche Fährte geleitet, darum muß Wilhelm im Wunderhorn gerade noch einmal so weit reiten als bei Bürger. Nach dem Wunderhorn liegt er nicht in Böhmen, sondern auf einer ungarischen Heide begraben. Wo solche Verwechslungen oder Zusammenziehungen vorkommen, da haben wir natürlich nicht das Original vor uns. Hier zeigt sich wieder als Quelle des Wunderhorns Bürger, aber nicht das Lied im Wunderhorn als Quelle Bürger's.

Ebenso zeigt sich die Unechtheit der Lenore im Wunderhorn, wenn wir sie im Zusammenhange mit „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ betrachten, zu welcher Bürger gleichfalls durch ein im Wunderhorn mitgeteiltes angebliches Volkslied angeregt sein soll, welches aber meines Wissens noch von niemand für echt erklärt ist. Damit ist Bürger jedenfalls ein großes Unrecht geschehen, denn seiner Tochter des Pfarrers von Taubenhain liegt nicht einmal eine Sage zu Grunde. Durch die späteren Schicksale einer Jugendgespielin, die nicht weit über die Familienkreise hinaus bekannt wurden, fühlte er sich angeregt, die Fabel dieser Ballade frei zu erfinden, um die gemeinschaftliche Heimat in einer kleinen Folge von landschaftlichen und Naturbildern sehr schön zu beschreiben. In demselben Grade, in welchem des Pfarrers Tochter von Taubenhain mehr Original ist als Lenore, ist sie noch tiefer in die niedrigsten Volksschichten eingedrungen als diese. Die Ballade im Wunderhorn zieht auch hier sehr ins allgemeine zusammen, was Bürger an künstlich verschlungenen landschaftlichen Bildern in das Gedicht auf seine Jugendgespielin verwebt hat. Tausende haben den Schauplatz der Ballade von Bürger gesehen, aber dem Dichter der Pfarrerstochter von Taubenhain im Wunderhorn ist derselbe gewiß unbekannt geblieben. Und doch mußte dies Lied, wenn es ein echtes Volkslied wäre, wohl auf dem Harze entstanden sein, wo Bürger's Ballade spielt. Nehmen wir nun aber auch an, das im Wunderhorn gedruckte Gedicht des Pfarrers Tochter von Taubenhain könnte auf dem Harze in dem engeren Kreise, welchem die Schicksale der Jugendgespielin Bürger's bekannt wurden, schon vor Bürger's Ballade als wirkliches Volkslied entstanden sein, so

fragt es sich doch: wie kommt das Wunderhorn dazu, gerade zwei Quellen zu Balladen von Bürger vorzulegen, besonders da die eine im Odenwalde und die andere weit davon auf dem Harze zu Hause sein müßte, während sie doch trotzdem eine gewisse Ähnlichkeit miteinander haben? Beide sind nämlich im Verhältnis zu Bürger's Balladen nur kurz und beide in sehr regelmäßigen Jamben geschrieben, welche hier niemals mit Anapästten wechseln, was sonst in Volksliedern gewöhnlich ist. Doch das Wunderhorn redet ja nicht von Taubenhain, sondern von Taubenheim. Taubenheim aber ist kein fingierter Name für das Harzdorf Pansfelde, sondern ein wirkliches Dorf, welches diesen oder einen ähnlichen Namen führt und dem Odenwalde, wo das Volkslied von Lenore zu Hause sein soll, gar nicht so fern liegt als Pansfelde. Nun, ist es so gemeint, so treffen wir auch hier wieder auf ein Mißverständnis im Wunderhorn: denn die Fabel und die Lokalität, welche uns Bürger in seiner Tochter des Pfarrers von Taubenhain vorführt, kann nun einmal von der Grafschaft Falkenstein auf dem Harze nicht getrennt werden. Ja, es würde, wenn auf das Vorhandensein eines wirklichen Dorfes Taubenheim die Aufmerksamkeit hingelenkt werden soll, der Vorwurf einer bedeutenden Fälschung kaum abzuweisen sein, während ich sonst auf den Umstand, daß die Lieder im Wunderhorn sich die Namen Lenore und Taubenh. in den Überschriften aneignen, kein großes Gewicht lege. Der Name Lenore ist von Bürger frei gewählt, sei es, daß er eine Dienstmagd Lenore hatte oder daß er, wie Smelmann vermutet, dabei an die Eleonore Johann Christian Günthers, von welchem er das Versmaß dieser Ballade erlernte, gedacht hat.

Die Annahme, daß die Herausgeber des Wunderhorns selbst durch Einsendung dieser Gedichte getäuscht sind, wird mir nicht leicht gemacht. Die Gedichte sind in ihrer Kürze zu vielsagend und in ihrer Einfachheit zu schön, als daß man nicht versucht wäre, sie so bedeutenden Dichtern wie Arnim oder Brentano zuzuschreiben. Auch zeigen sie trotzdem, daß die heidnische Grundidee in der Wiederkehr des toten Geliebten verkannt ist, doch einen gewissen Fortschritt, der seit der Zeit des Hainbundes bis zu den Tagen der Romantiker in der Leichtigkeit der Auffassung und Behandlung volkstümlicher Gegenstände gemacht war. Ich wiederhole aber, daß Arnim und Brentano einen litterarhistorischen Maßstab an das Wunderhorn nur in geringerem Maße angelegt wissen wollten und sich auch in ihm noch mehr oder weniger als Dichter fühlten, so daß von Fälschungen hier unter allen

Umständen keine Rede sein darf. Vielleicht lag es den Herausgebern des Wunderhorns bloß daran, die beiden am tiefsten ins Volk gedrunghenen Balladen — des Pfarrers Tochter von Taubenhain und Lenore — in einer kurzen Reproduktion ihrer Sammlung einzuverleiben.

3. Bürger's Lenore und das Volkslied in Gottschee.

Auch mir wurde in den fünfziger Jahren im Hannöverschen versichert, daß ein vollständiges Volkslied ungefähr mit dem Inhalt der Lenore im neunzehnten Jahrhundert vorhanden gewesen sei. Allein mein Märchenerzähler Bertram in Lebbach²⁾, der es auf der Lüneburger Heide noch mitgesungen hatte, konnte sich durchaus nicht mehr darauf besinnen. Schon hielt ich selbst die Nachricht für falsch und faßte den Ursprung der Lenore so auf, wie Sauer ihn in Bürger's Leben vor seiner Ausgabe von Kürschner's Nationalliteratur vorträgt, nur daß ich das Märchen oder die Sage in Prosa besonders in Müllenhoff's schleswig-holsteinischen Märchen und Sagen nachwies. Indessen schon 1868 hat der vielseitige Karl Julius Schröder das ganze der Lenore zu Grunde liegende Volkslied so veröffentlicht, wie es zu Gottschee (einer deutschen Sprachinsel in Krain) von ihm aufgefunden war. Schröder's Veröffentlichung des von Johann Heinrich Voss, von Erck und von mir so viel gesuchten Liedes, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie³⁾, ist vollständig übersehen und ich würde stolz darauf sein, diese Volksballade nun endlich einem größeren Leserkreise bekannt zu machen, wenn ich mich nicht darauf beschränken müßte, die von Schröder bei jeder Zeile hinzugefügte Übersetzung der Mundart von Gottschee hier abdrucken zu lassen. Die von Schröder „die Totenbraut“ überschriebene Ballade lautet demnach:

Es waren zwei Liebe.

Der Liebe wird ins Heer geschrieben.

Ins Heer muß er marschieren.

So spricht die Liebe:

„So komm mir, Lieber, zu sagen,

Sei lebendig oder tot,“⁴⁾

Wie es Dir im Kriege wird ergehen.“

Einmal klopft an der Liebe:

„„So thust Du, Liebe, nicht schlafen?

Oder thust Du, Liebe, wachen?““

„Ich thu, Lieber, nicht schlafen,

Ich thu, Lieber, wachen.“

„„Komm heraus, Liebe mein!““

Und heraus kommt die Liebe.

Er nimmt sie bei schneeweißer Hand,
 Er hebt sie auf sein hohes Roß,
 Sie reiten dahin am Wege.
 „So thust Du, Liebe, Dich nicht fürchten?
 Oder thust Du, Liebe, Dich fürchten?“
 „Wie werde ich, Lieber, mich fürchten,
 Wenn Du, Lieber, bist bei mir?“

Wie edel da scheint der Mond,
 Wie leise da reiten die Toten!
 Sie reiten dahin zum Kirchlein,
 Jawohl, dahin auf den grünen Friedhof!
 So da spricht der Liebe:
 „„Ruck Dich, ruck Dich, Marmelstein!
 Spalte dich, spalte dich, kohlschwarze Erde!““

So verchlänge du Erde die Toten,
 So laß die Lebenden bleiben.
 Als herum ist gekommen der Morgen,
 Keine Sprache hat sie nicht verstanden,
 Keinen Menschen hat sie nicht gekannt.
 Sie ist zurückgegangen sieben ganze Jahr,
 Sieben ganze Jahr und drei Tage.

An und für sich wäre es nicht völlig unmöglich, daß die ersten sieben oder auch nur drei Verse durch die Lenore entstanden und ein kurzer volkstümlicher Auszug aus derselben wären. Doch wäre dann die Verbindung mit den späteren, in ihrer Alttertümlichkeit beinahe an die Edden erinnernden Versen so kunstvoll hergestellt, wie man es in Volksballaden sonst nicht leicht findet.

Die letzten beiden Absätze des Gedichtes beweisen, daß hier die von Sauer, der diese Ballade nicht kannte, ausgesprochene Ansicht: was an Lenorenliedern umgehe, wöge wohl erst nach dieser gedichtet sein, nicht passen. Diese fünfzehn Verse sind großartig und übertreffen in ihrer Art die Lenore so sehr, als die Kunstromanze überhaupt von der Volksballade übertroffen wird. Ich zweifle nicht im geringsten, daß die hannoversche Volksballade, welche vielleicht noch aufgefunden werden wird, im wesentlichen dieselbe war. Daß die Toten in der Ballade leise reiten, ist besser, als daß sie in Bürger's Romanze lärmen. Der Marmelstein ist ebenfalls vielsagender in der Ballade, als die Leichensteine bei Bürger. Diese ganzen letzten fünfzehn Verse der Ballade erinnern uns an die deutsche Kaisersage und an die Rückkehr derer, die ihn im Kyffhäuser besuchen, wobei es dann doch sehr merkwürdig ist, daß die Bewohner von Gottschee aus Thüringen (also aus der Kyffhäusergegend) stammen sollen. Daß die Geliebte

nicht bei den Toten in der Unterwelt bleiben darf, erinnert an die Griechen, bei denen Orpheus nicht in der Unterwelt bleibt.

Man vergleiche mit der Ballade aus Gottschee das Lenorenlied im Wunderhorn, und man wird sich überzeugen, daß dasselbe nicht echt sein kann. Jedoch scheint den Herausgebern des Wunderhorns eine Variante der Ballade aus Gottschee vorgelegen zu haben. Ja, ich bin der Ansicht, daß Achim von Arnim — der mutmaßliche Dichter des an sich vortrefflichen Lenorenliedes im Wunderhorn — nur eine Bearbeitung des jetzt in Gottschee aufgefundenen Volksliedes, welches ihm anderswoher vorlag, zu geben glaubte. Wie ähnlich diese Bearbeitung nun auch Bürger's Lenore ist, so kann dabei von einer beabsichtigten Fälschung doch keine Rede sein.

Meine Ansicht von dem Ursprunge der Bürger'schen Lenore aber fasse ich nach dem Allen in folgende von dem, was bei Sauer und Grisebach steht, durchaus abweichende Sätze zusammen. 1) Das von Boß gefuchte Volkslied ist im wesentlichen identisch mit dem von Schröder in Gottschee aufgefundenen. Wenn auch Bürger es nur einmal hörte, so entnahm er doch daraus, daß die deutsche Geisterbraut zugleich eine Soldatenbraut ist, was er in dem Gedichte sehr glücklich mit dem siebenjährigen Kriege verbindet. Sollte vielleicht der Anfang der Ballade aus Gottschee einige Veränderungen erlitten haben, als Bürger's Lenore ins Volk eindrang, so würde gerade Bürger vor Abfassung der Lenore den später etwas zusammengezogenen Anfang der Volksballade noch in einer älteren und besseren Form gehört und für sein Gedicht benutzt haben. 2) Aus dem schottischen Volksliede von William's Geiste entnahm Bürger den Namen Wilhelm, der für einen preußischen Soldaten sehr gut paßte. 3) Über den Besuch des Geistes und den Geisterritt, worin Bürger von der durch Schröder mitgetheilten Ballade bedeutend abweicht, war Bürger auch eine norddeutsche Sage bekannt, worin noch jetzt die abgerissenen Verse vorkommen „Wo liese, wo lose rege hei den Ring“ und „der Mond, der scheint so helle, die Toten reiten schnelle, Feinslieblichen graut Dir nicht?“ Die Sage, nach der er den Schluß der Lenore ausarbeitete, kannte er so, wie sie in Müllenhoff's schleswig-holsteinischen Sagen unter Nr. 224 später gedruckt ist. Bei Müllenhoff lautet nämlich der Schluß: „Do suus dat Pärt dreemal mit se rum innen Krin (Kreis) unn weg weren se.“ Daher das bei Bürger auf die Geister angewandte „rundum herum im Kreise“, aber auch das Versinken der Beiden mit dem Pferde.

Anmerkungen.

¹⁾ Die Zahl der Volkslieder des Wunderhorns in dreizeiligen Strophen scheint auffallender Weise bedeutend zu sein im Vergleiche mit dem Zahlenverhältnisse in anderen Sammlungen, beträgt aber nach einer flüchtigen Berechnung nur 6 unter 180 Volksliedern im 1., 4 unter 200 im 2., 2 unter 283 im 3., 8 unter 180 im 4. Bande, d. h. im ganzen etwa 19 unter 943 Liedern. Mitgerechnet ist dabei die Lenore des Wunderhorns und das bekannte von Heine bearbeitete Volkslied vom Reif in der Frühlingsnacht. In meinen weltlichen und geistlichen Volksliedern ist von 123 Volksliedern bloß das Lied „Es wollt' ein Mädchen gar früh aufsteh'n“, S. 12, dreizeilig, aber gerade dieses steht im Wunderhorn III, S. 58, und IV, S. 360, zweizeilig. In Nr. 1 wechseln zwei- und dreizeilige Strophen. Das Lied „die lustigen Hannoveraner“ in den weltlichen und geistlichen Volksliedern sollte nicht drei-, sondern sechs- oder vierzeilig gedruckt sein. Wenn sich im Wunderhorn und sonstwo verhältnismäßig viele Räuberlieder in dreizeiligen Strophen finden, so kann dies nur ein unaufgeklärter Zufall sein. Unter den 569 Gedichten und Prosa-Stücken der 174 fliegenden Blätter, die ich in der Anmerkung zum zweiten Aufsatze über Schiller erwähnte, herrschen leider die gereimten und ungereimten Räuber- und Mordgeschichten vor, aber dreizeilige Strophen hat diese Sammlung bloß in Ulken's „Namen nennen Dich nicht“, dem sogenannten Lieblingsliede Jean Paul's. Das Straßunder Räuberlied, welches Schiller gekannt haben muß, besteht aus vier achtzeiligen Strophen. — Mein hier abgedruckter Aufsatz erschien zuerst 1879. Ludwig Erd, der die Unechtheit des Liedes im Wunderhorn dadurch für bewiesen hielt, machte mich damals darauf aufmerksam, daß sich das Lied, so viel er sich entsinne, in Bettina's Nachlasse befinde (er hatte aus demselben einen 4. Band des Wunderhorns herausgegeben) und daß aus der Handschrift der Ursprung erhellen werde. Vielleicht giebt jetzt Herr Geh. Rat Grimm Auskunft.

²⁾ Vergl. über ihn H. Bröhle, Kinder- und Volksmärchen Vorwort S. XVII und XVIII.

³⁾ Philosoph.-historische Klasse, Oktoberheft 1868, Band LX: „Ein Ausflug nach Gottschee. Beitrag zur Erforschung der Gottschee'schen Mundart,“ unter tót, tóat. In dem Separatabdruck „Wörterbuch der Mundart von Gottschee“ steht „die Totenbraut“ S. 71—83. Daß das Lied in Gottschee aufgefunden ist, läßt sich vielleicht auch daraus erklären, daß dort selbst auf Hochzeitentoten Tänze aufgeführt werden und daß Schröber dort noch mehrere andere Lieder vom Tode auffand.

⁴⁾ D. h. ob Du lebendig oder tot bist. Doch ist der Ausdruck „Sei lebendig oder tot“ stärker. Die Braut ladet damit von vorn herein „den Lieben“ auch als Geist ein.

III. Bürger's Leben.

Daß Bürger's Vater aus Panssfelde¹⁾ (nicht Pomsfeld) am Harze und daß der Dichter in Molmerschwende²⁾ (nicht Wolmerschwende) bei Panssfelde am 31. Dezember 1747 (nicht 1. Januar 1748) geboren wurde, ist zuerst von mir richtig mitgeteilt. Erst dadurch

wurde Daniel veranlaßt, sein Programm über Bürger's Jugend zu schreiben.

Wie Luther war Bürger an der Sprachgrenze zwischen Ober- und Niederdeutschem geboren. Der Dialekt, den beide in der Jugend sprachen, muß — so weit es der Unterschied der Jahrhunderte gestattet — fast derselbe gewesen sein. Beide kennen in ihren Gedichten ziemlich dasselbe Wiegenlied: Luther das Sussaninne und Bürger das Susu lullull. Wenn Bürger noch verhältnismäßig mehr falsche Reime gebraucht, als man bei seiner sonst so edlen Sprache erwarten sollte (Unvermählten und Neubeseelten, Mädchen und Poetchen), so wird wenigstens Einiges davon durch seine Aussprache zu erklären sein. So reimt er z. B. im wilden Jäger „laßt“ auf „grast“, weil er „laßt“ sprach.

Den Wäldern zwischen Molmerschwende und Panssfelde verdankte Bürger die ersten dichterischen Anregungen, nicht minder aber dem evangelischen Kirchenliede, und somit doch dem protestantischen Pfarrhause. Freilich war seine Mutter keine Priede desselben, obgleich Bürger sein Talent hauptsächlich von ihr geerbt haben soll. Pastor Bürger aber kann kein untüchtiger Pfarrer gewesen sein. Er würde sonst nicht die Anwartschaft auf die einträgliche Pfarre zu Westorf erhalten haben. Es war das erste Unglück der Familie Bürger, daß sein dortiger Emeritus — der halberstädtische Historiker Caspar Abel, der in einer Chronik den alten Fritz besang — die Einführung seines Adjunctes immer hintertrieb, so daß dieser in Westdorf fast nur noch sein Grab fand.

Von der Lage des Dorfes Molmerschwende können sich die Leser der Biographien Bürger's keine rechte Vorstellung machen. Dagegen werden sich die meisten Harzreisenden erinnern, daß auf der rechten Seite des Seltethales sich das Harzgeröder Plateau erhebt, zu welchem man von der Selke in südöstlicher Richtung durch verschiedene Pässe von Alexisbad, Mägdesprung, Seltmühle und vom Falken aus aufsteigt. Es gehört noch zu dem eigentlichen Harzgebirge, bietet aber schon manches Verwandte mit dem thüringischen Hügellande von Mansfeld und Eisleben dar, von welchem es nur durch das Friesen'sche Wipperthal getrennt ist. Auf diesem Plateau liegt Molmerschwende. Es ist von Halberstadt vier bis fünf, von Aschersleben, Stolberg und Sangerhausen zwei bis drei, von Königerode, Panssfelde und der alten Anhaltburg — den Ruinen des Stammeschlosses der Askanier — ein bis zwei Stunden entfernt.

Bürger versäumte nicht, die Stelle aus dem Froschmäusler zu übersehen, in welcher der ältere Kollenhagen Bürger's Heimat — die Umgegend des Falkensteins und der alten asfanischen Burgruinen — also beschreibt:

Wo Aschanes mit seinen Sachsen
Des Harzes Felsen ist entwachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springend Brunnlein heiß und kalt,
Das an dem Falkenstein herfloß,
In einen großen See sich ergoß.

Ob Bürger, als er dies übersetzte, gewußt hat, daß Kollenhagen darin die Gegend von Alexisbad bis Aschersleben beschreibt, ist sehr zweifelhaft. Kollenhagen aber hat diese Verse nicht verfaßt ohne genaue Kenntnis der Landschaft, in welcher übrigens zu seiner Zeit der Name Alexisbad noch keineswegs vorhanden war. Wirklich floß die Selke zuletzt vom Harze in einen großen See, dessen künstliche Wiederherstellung sogar zuletzt die Nonnen des anhaltischen Klosters Frohse zu Bettlerinnen machte. Hatte Kollenhagen die Westseite der Landschaft im Froschmäusler kurz beschrieben, so schilderte Bürger ausführlichst die Ostseite in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“. Daß Pansfelde, welches allerdings nicht im Seltethale, sondern in einiger Entfernung vom rechten Ufer desselben liegt, „Taubenhain“ ist, beweist der Umstand, „daß die Laube noch im Pfarrgarten ist, auch das Plätzchen, auf welchem kein Gras wächst, und der Unkenteich noch gezeigt wird.“³⁾ Trotz Benutzung der Lokalität ist es doch erdichtet, daß Bürger die Pfarrerstochter zur Kindesmörderin macht. Auch weist das Kirchenbuch zu Pansfelde keine uneheliche Geburt einer Predigerstochter nach. Obgleich Bürger nicht (wie man aus Mißverständnis der Schrift von Karl Goedeke angenommen hat) erst dadurch angeregt ist, so hat doch auf die Ballade, wie sie vorliegt, auch der Prozeß seinen Einfluß geübt, den er als Justizamtmannt gegen Katharine Elisabeth Erdmann aus Benniehausen führen mußte, welche ihr Kind in der Nacht vom 5. auf 6. Januar 1781 ermordete. Mit diesem Datum stimmt dann die bedenkliche Schilderung des vorhergehenden Zustandes der Wöchnerin überein, welche an Reckheit alles übersteigt, was von dieser Art in den alten schottischen Balladen vorkommt, aber mit einer meisterhaften Beschreibung des Landlebens und der Jahreszeiten in Norddeutschland in eine rührende Verbindung gebracht ist. Der Kindesmord war an und für sich zum Inhalt einer Volksballade, die ja mit der Mord-

geschichte nahe zusammenhängt, ganz geeignet. So ist die Arbeit trotz aller Hindernisse der echten Volksballade erstaunlich nahe gekommen. Die Hindernisse bestanden auch darin, daß das Gedicht wieder eine größere romanzenartige Komposition wie Lenore und der wilde Jäger — nicht wie die echte Volksballade ganz aus Einem Guffe — war. Wie schwer mußte die gegen die Stellung des damaligen Adels gerichtete soziale Tendenz des Gedichtes im Volkstone durchzuführen sein! Ein für die damalige Zeit außerordentlich charakteristisches Bild zu dem Gedichte hat Chodowiecki gemacht. Die von ihrem Vater gemißhandelte Rosette tritt bei Nacht auf dem Falkensteine in ein Zimmer. Der Junker, der noch vollkommen angekleidet ist, empfängt die Unglückliche mit einem Windhunde, indem er sie mit einer Kerze beleuchtet.

Da Strodtmann einen umfassenden Briefwechsel Bürger's herausgab, von welchem Karl Goedeke sagte, er habe damit der Litteraturgeschichte einen sehr großen, Bürger selbst aber einen sehr schlechten Dienst erwiesen: so zeugt es von der bedeutenden Umsicht, mit welcher Kürschner die historisch-kritischen Ausgaben in seiner „deutschen Nationallitteratur“ leitet, daß er durch Aufnahme einer großen Teils auf dem Briefwechsel beruhenden neuen Lebensbeschreibung Bürger's in dieselbe einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen hat. Sauer hat überhaupt in der 125. Lieferung der Nationallitteratur als einer der besten Kenner der deutschen Litteratur des 18. und der auf sie bezüglichen Arbeiten des 19. Jahrhunderts mit gewohntem Fleiße sammengerafft, was die nach dem Erscheinen meiner Biographie Bürger's noch erschlossenen Quellen ergeben haben. Einiges ist ihm allerdings noch entgangen. Indessen können trotzdem die von Sauer aus seinem Material abgeleiteten Urteile durch das, was etwa von ihm übersehen wurde, nicht mehr geändert werden. Auch sind die sittlichen Urteile stets mit der bei Bürger doppelt wünschenswerten Bestimmtheit ausgesprochen. In dem Romane, zu dem der geistvolle Otto Müller Bürger's Leben schon vor dem Erscheinen meiner Biographie Bürger's benutzte, war das noch keineswegs der Fall.

Strodtmann's Aufsätze in der Gartenlaube⁴⁾ bezogen sich auf Bürger's erste und zweite Frau, die Töchter des Justizamtmannt Leonhart, also auf seinen Aufenthalt im Amte Altengleichen, ohne welchen er seine drei großen Romanzen und Balladen nicht hätte schreiben können. Man muß gestehen, daß Bürger's Landleben ein äußerst behagliches hätte sein können. Durch den Justizamtmannt

Leonhart wurde ihm ein Haus eröffnet, dessen gefellige Verhältnisse sehr mannigfaltig und anziehend waren. Von Leonhart's beiden Töchtern, mit denen sich Bürger verheiratete, besaß die erste jene vorzügliche Bildung, welche sich eine Anzahl von Frauen des vorigen Jahrhunderts, die den großen Schriftstellern nahe standen, durch eigenes Verdienst, Privatunterricht und Lektüre erworben hatten. Aber auch Molly kann nicht ungebildet gewesen sein, denn sie hat die Pastellbilder selbst entworfen, nach denen die Gartenlaube ihr und ihrer Schwester Portrait veröffentlichte. Als Stiefkinder befanden sich auch die Strecker'schen Kinder im Hause, welche katholisch erzogen wurden. Der Ruf der jungen Damen war bis zu Bürger's Eintritt in das Haus der beste und der der älteren Schwester stets über jeden Tadel erhaben, was besonders auffällt, wenn man mit dem nahen Göttinger Damenkreise einen Vergleich anstellen will. Ihre Wirtschaftlichkeit entsprach allerdings ihrem geringen Vermögen nicht. In dem flotten und gastfreien Leonhart'schen Hause wurde an die Zukunft nur wenig gedacht. Dies konnte indessen Bürger's Schuld nicht vermindern, welcher in die gesellschaftlich so hoch stehende Leonhart'sche Familie die Bigamie einführte, so daß Pastor Zug wohl deshalb von der Kanzel zu donnern anfang. Bürger's Schuld würde allerdings ein wenig vermindert werden, wenn wirklich die erste allzu duldsame Frau in Folge der Lektüre von Goethe's Stella sich mit dem Gedanken an Bigamie befreundet hätte, wie Strodtmanu meint.

In Bezug auf Bürger's dritte Ehe ist es nicht leicht zu entscheiden, wer recht und unrecht hat. Auf der einen Seite steht Bürger's grenzenloser Leichtsin. Zwei mehr als bedenkliche Einzelheiten, die durch den Briefwechsel bekannt geworden sind (eine häßliche Äußerung nach dem Tode seiner Mutter und sein frivoler Bericht über eine Nachtfahrt im Postwagen, der mit den Klagen um Molly's Verlust nicht in Einklang zu bringen ist), machen es unmöglich, in einer so bedenklichen Sache ohne große Vorsicht die Partei des Dichters zu ergreifen. Auch hat das „Schwabenmädchen“ nach der Auflösung der dritten Ehe Bürgers sich durch patriotische Gedichte in den Freiheitskriegen und als Lehrerin der Schauspielkunst hervorgethan. Schiller empfahl sie als Deklamatorin. Gegen Bürger's Nachkommen zeigte sie sich später wohlthätig, während Bürger bei der Ehescheidung ihre Mitgift innebehalten hatte. Dennoch ist sie der schuldige Teil in dieser unglücklichen Ehe, da Bürger sie im Ehebruch ertappte. Am 8. Juni 1894 ist Bürger 100 Jahre tot.

Anmerkungen.

¹⁾ Die gelehrte Sage leitete den Namen von dem Hirtengotte Pan ab. Zu einem mir von Herrn Görig, Gründer einer Berliner städtischen Bibliothek, gütigst vorgelegten älteren Kartenwerke lautet der Name Banzfelde.

²⁾ Nach den gefälligen Mitteilungen des Herrn Pastors Zippel in Wolmerschwende war der Name des Dorfes bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Alten Wolmerschwende. So schrieb dann 1747 Bürger's Vater, 1777 Pastor Gockingh (ohne Zweifel ein Verwandter des Dichters), 1788 Pastor Schlegel und noch 1801 Pastor Hobohm (mein Großvater) richtig Wolmerschwende und Pastor Stürmer, der zwischen Schlegel und Hobohm dort Prediger war, vermutlich ebenso. Heinrich Andreas Fröhle schrieb noch 1820 in den Kirchenbüchern des Dorfes richtig Wolmerschwende. Aber vielleicht sprach Gottfried August Bürger in Göttingen selbst zuletzt Wolmerswende und sein Arzt und Biograph Althof schrieb 1798 in Bürger's mit lateinischen Lettern gedruckter Lebensbeschreibung Wolmerswende. Auf Büßfeld's Karte vom Harz von 1808 steht richtig Wolmerschwende. Dagegen schrieb Pastor Drude 1829 in den Kirchenbüchern Wolmerswende und ebenso steht in dem jetzt viel gebrauchten Ortslexikon von Rudolph, nach welchem der Ort 490 Einwohner hat. Die von Althof in der Literaturgeschichte und von Pastor Drude wahrscheinlich nur Althof's wegen in die Kirchenbücher eingeführte Schreibung Wolmerswende ist jedoch entschieden falsch. Namentlich ist an einen Genetiv Wolmers nicht zu denken. Herr Pastor Zippel schreibt mir: „Der Volksmund spricht Wolmerschwenge (die Endsilbe ge nach Analogie von Ringer für Kinder, wie man hier spricht). Es endigen sich hier eine Reihe von Dörfern auf —schwende, z. B. Braunschwende. Ein Dorf heißt geradezu Schwenda. Man schreibt aber amtlich jetzt Wolmerswende.“ Dies sollte doch aber der Aussprache gemäß in Wolmerschwende zurückverwandelt werden, wie Bürger's Vater schrieb und das Volk noch jetzt spricht.

³⁾ Worte in einem Briefe aus Banzfelde vom 28. Mai 1884. Es wäre interessant, wenn bewiesen werden könnte, daß der „Unfenteich“ diesen Namen schon vor 1781 führte. In Niemegeß und auch in anderen Gegenden sind verschiedene reichartige Lehmgruben, in welchen an Sommerabenden die „Unken“ ihre Stimme üben. Diese Rufe lauten „Unk! Unk!“ daher jedenfalls ihr Name. Die Unken bilden eine eigene Familie (Bombinatores) in der Ordnung der Froschlurche (Anura). Dies spricht dafür, daß der Unfenteich bei Banzfelde diesen Namen schon immer geführt und Bürger in dem Gedichte seine Heimat geschildert hat, nicht etwa der Name Unfenteich mißverständlich aus der Ballade auf den Harz übertragen worden ist.

⁴⁾ Die Bruchstücke, welche Strodtmann aus Bürger's Biographie schon veröffentlichte (abgesehen von dem, was Sauer kennt), stehen in der Gartenlaube Band XXI, S. 809—812, und Band XXII, S. 11—15, 42—44. Vor Jahren ist von mir in der Sonntagsbeilage der Post. Ztg. ein angeblich aus dem Englischen überjetes Gedicht mitgeteilt worden, welches den Verdacht erweckte, daß Bürger es fälschlich als eine Übersetzung aus dem Englischen bezeichnete, weil er füglich in anderer Art es aus Rücksichten auf die damals in der That noch sehr junge Molly nicht abdrucken zu lassen wagte. Ferner bemerke ich, daß mir, nachdem ich in meiner in Dresden erschienenen Biographie Bürger's eine Nachlese zu Bürger's

Gedichten veröffentlicht hatte, ein Aufsatz über die Autoren des Musesalmanachs zugehörig, welchen ich in Herrig's Archiv für 1858 abdrucken ließ. Der Aufsatz war nach den Papieren des Philologen Heyne (Bürger's Freund und Censor) von dessen Sohne in Northeim entworfen, was mir erst jetzt nach dem Tode des Verfassers jener von mir in Herrig's Archiv XXI, S. 57, ff. veröffentlichten „Zusätze und Berichtigungen“ zu sagen erlaubt ist. Diese „Zusätze und Berichtigungen“ zu meinem Leben Bürger's sind nur mit den Worten „siehe Herrig's Archiv XXI, S. 57,“ citiert und es ist ignoriert worden, daß meine Biographie Bürger's mit ihnen im engsten Zusammenhange steht. Ebenso sind die vorstehenden Aufsätze über Bürger bei ihrem ersten Abdrucke übersehen worden. Auch ein Verzeichnis des Heyne'schen Nachlasses ging mir bei jener Gelegenheit zu, welches ich noch veröffentlichen werde, da ich nicht sehe, daß nach dem Tode des Amtmann Heyne in Northeim etwas daraus erschienen, und da auch der Nachlaß in Dilthey's bekanntem Vortrage unerwähnt geblieben ist. — Übersehen ist auch mein Aufsatz „der Göttinger Dichterbund, Hölty und Gottfried August Bürger“ in meiner Zeitschrift „Unser Vaterland“, I, S. 401—412. Er enthält Mitteilungen nach den Angaben einer um 1860 noch lebenden Tochter Bürger's, auch folgenden oben S. 192, Z. 5 v. u., erwähnten bis dahin ungedruckten Brief Schiller's an Knebel: „Weimar, 8. Mai 1802. Elise Bürger bittet mich um eine Empfehlung nach Jena, wo sie sich in der Deklamation gern öffentlich hören lassen möchte. Ich weiß ihr keine vollgültigere zu geben als an Sie, mein werthester Freund; ich weiß, daß in Ihrem Hause die musikalischen Künste geehrt und geschätzt werden. Verschaffen Sie ihr Gelegenheit sich öffentlich hören zu lassen und nehmen die verlassene Muse in Schutz. Mit aufrichtiger Hochachtung der Ihrige Schiller.“ Der Aufsatz enthält auch sonst nicht bekannte Bilder.

E. Kneesebeck's Briefe an Gleim.

Aus der Zeit vom Feldzuge in die Champagne bis zum Rastatter Congresse (1792—1798).

Als Seitenstück zu Goethe's Campagne in Frankreich und Belagerung von Mainz.

Man kennt die stimmungsvollen beiden Schriften von Goethe, „Campagne in Frankreich“ (1792) und „Belagerung von Mainz“ (1793). Die nachfolgenden Briefe Kneesebeck's behandeln zunächst dieselben Themata, namentlich das erste. Es hat einen eigenen Reiz, Aufzeichnungen eines der Feldherren der Freiheitskriege, wenn sie auch eine frühere Zeit betreffen, mit denen eines Goethe zu vergleichen. Sie sind der beste Kommentar zu denselben. An geschichtlichem und kriegswissenschaftlichem Werte würden sie ihnen, wenn alle von Kneesebeck an Gleim und die litterarische Gesellschaft in Halberstadt gerichteten Briefe vorlägen, weit voraustehen. Kneesebeck, der jüngere Mann, versteht zunächst die Zeit besser als Goethe. Wer Sybel gelesen hat, wird manche der kühnsten politischen Phantasieen des damaligen jungen preussischen Offiziers zu würdigen wissen, von denen sich bei Goethe, dem Dichter, nicht einmal eine Andeutung findet. Einige kleine Sprachschmügel, die sich in Kneesebeck's Briefen finden, sind in Folgendem stillschweigend verbessert. Sie waren bei Kneesebeck nicht wie etwa bei Blücher charakteristisch.

Kneesebeck und Goethe sprachen sich beide über den Feldzug von 1792 nur mit Vorsicht aus. Goethe erzählt, daß der Herzog von Braunschweig ihn als den bedeutendsten Zeugen der Vorfälle in der Campagne in seinem Urtheile zu beschränken und dadurch für sich zu gewinnen gesucht habe. Kneesebeck scheint den Herzog gar der Verlegung des Briefsgeheimnisses beschuldigen zu wollen. Vielleicht wurden eben durch das Öffnen der Briefe seine strategischen Fähigkeiten zuerst bemerkt, da ja seine Talente notorisch schon in diesem Kriege erkannt sind. Schon damals wurde er zum Generalstabe gezogen.

Bei den Untersuchungen über die Farbenlehre, die Goethe in den